

gen. Deren Einfluss auf die Kontaktaufnahme legt Hagemann offen und reflektiert sie umfangreich. Im Gegensatz zur Lausitz bestanden im Wendland vorab keine persönlichen Verbindungen. Aufgrund ihres Daseins im Feld sieht sich die Forscherin in der Reflexion ihrer Rolle als gewordene Akteur:in. Auf einer weiteren Ebene setzt sie sich mit ihrer Rolle als Heritage-Maker auseinander.

Durch die Kombination historischer und kulturalanthropologischer/ethnologischer Ansätze und die Ergänzung durch empirisches Material in Form diverser Expert:innen-Interviews diskutiert Hagemann dicht am Material den Zusammenhang von regionaler Identität und Cultural Heritage in seinem Geworden-Sein und Ist-Zustand (S. 43f.). Sie ergänzt diese Untersuchungen um eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Begriffen „kulturelles Erbe“ und „Cultural Heritage“ und schlägt dabei Cultural Heritage als „Vergegenwärtigung der Vergangenheit, um den Anforderungen der Gegenwart zu begegnen“ (S. 31) vor und liefert damit neue Erkenntnisse im Bereich der Heritage-Studies und der Regionalgeschichte.

Michelle Orth, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.23>

Cornelia Kühn (Hrsg.)

Gemeinwohlorientiert, ökologisch, sozial. Aushandlungen um alternative Wirtschaftspraktiken in der Zivilgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS 2023, 259 S. ISBN 978-3-658-38502-6.

Wohltuend mögen die Titelschlagwörter „Gemeinwohlorientiert, ökologisch, sozial“ in den Ohren derer klingen, die (noch) von einer anderen Welt nach dem Kapitalismus träumen. Der vorliegende Sammelband enthält interdisziplinäre Forschungen, die sich Fragen und Horizonten alternativer wirtschaftlicher Praktiken widmen. Diese stellen in sich Versuche dar, „Wege in einen strukturellen Wandel zu einer sozial und global gerechten, ökologisch verantwortlichen Zukunft zu weisen“ (S. VI). Hervorgegangen ist dieser im Jahr 2023 erschienene Band aus dem Abschlussworkshop eines DFG-Projekts mit dem Titel „Nachhaltige Entwicklung von unten? Die Gemeinwohl-Ökonomie zwischen utopischen Visionen, zivilgesellschaftlichen Initiativen und basisdemokratischen Entscheidungen“ (S. XI). Dieser Kontext ist wichtig, denn gerade die sogenannte Gemeinwohlökonomie (GWÖ) bildet, wenn auch nicht ausschließlich, eine Schlüsselpraktik und -kategorie für die hier diskutierte Publikation, die einem thematisch strukturierten dreiteiligen Aufbau folgt.

Der erste Block fasst Forschungen rund um die GWÖ zusammen und ist eher allgemein angelegt. Nach deren Vordenker Christian Felber wird die GWÖ als „aktivistische Bewegung“ (S. VI) gedacht, welche auf „veränderte[n] wirtschaftliche[n] Anreizmechanismen“ (S. VII) setzt, um die Wirtschaft von innen heraus zu trans-

formieren. Die Vision der Bewegung sieht eine breite, mit den *UN Sustainable Development Goals* einhergehende Veränderung der Rahmenbedingungen für Unternehmen vor und wird fortlaufend graswurzelartig weiterentwickelt. Ihr „Kerninstrument [...] besteht [dabei] in der Gemeinwohl-Bilanz“ (S. 14). Unternehmen, die sich der GWÖ freiwillig anschließen, erstellen einen sogenannten Gemeinwohl-Bericht, der ihre Aktivitäten hinsichtlich der GWÖ-Kategorien reflektiert, und unterlaufen dann eine externe Prüfung, woraus die Bilanzierung resultiert. Dieses Steuerungselement geht, laut einem Beitrag, „über ein reines Berichterstattungsinstrumentarium hinaus[...], indem normative Wertvorstellung [sic] die Grundlage bilden und für eine hohe Gemeinwohl-Punktzahl Anforderungen mit transformativem Charakter an Unternehmen gestellt werden“ (S. 35). Die Autorin *Katharina Bruns*, die sich den Bilanzierungsprozess in teilnehmender Beobachtung genauer angesehen hat, sieht in den Methoden der GWÖ transformatives Potenzial für eine Veränderung ökonomischer Praxis im Allgemeinen.

Cornelia Kühn nimmt ihre „empirische[n] Forschung zu gemeinwohl-bilanzierten Unternehmen in Berlin sowie zum Verein der Gemeinwohl-Ökonomie Berlin-Brandenburg“ zum Anlass, „die performative Herausbildung von Subjektivität in ihren Möglichkeiten und in ihren Begrenzungen“ (S. 61) für eine nachhaltige Postwachstumsgesellschaft zu untersuchen. Dabei argumentiert die Ethnologin, dass für die Herausbildung einer solchen Gesellschaft ein kultureller Wandel von Subjektformen, also weg von Individualismus und Konsumismus oder „materiellem Wohlstand und einem auf Konkurrenz aufbauenden sozialen Aufstieg“, hin zu Formen, die sich an Werten wie „Kooperation, [...] Gemeinsinn, [...] Genügsamkeit und der Übernahme von Verantwortung für die Gemeinschaft“ orientieren, nötig wäre (S. 64).

Gleich zu Beginn wird klar, dass dieser Sammelband keine disziplinären Trennungen, beispielsweise in der Gliederung, aufweist, und die Interdisziplinarität des publizierten Workshops teils begriffliche Schärfe verhindert. So werden der zentrale und viel verwendete Begriff von Gemeinwohl oder der im öffentlichen Diskurs inflationär gebrauchte Begriff der „Nachhaltigkeit“ nicht definiert.

Der zweite Teil versammelt Beiträge, deren Fokus auf größeren „Organisationen“ liegt und ihr Wirken in und um das Gemeinwohl betrachten. Die Zukunftsforscherin *Josefa Kny* nimmt für ihre Promotionsforschung multinationale Unternehmen in den Blick und fragt, ob diese im Sinne der GWÖ überhaupt Gutes tun können. Meist waren es „kleine und mittlere Unternehmen bis 500 Mitarbeiter:innen“, die eine Gemeinwohl-Bilanz erstellten (S. 93), Unternehmen mit über zehntausend Mitarbeiter:innen hätten bislang noch keine Gemeinwohl-Bilanz erstellt. Auch darum mangelt es in dieser Schnittmenge an Forschungen. Anhand ihrer Fallbeispiele E.O.N, dm-drogerie markt, der Otto Group und MAN diskutiert Kny Daten, die sie unter anderem aus Fokusgruppendifkussionen mit Führungskräften aus den jeweiligen Unternehmen gewonnen hat. Hier führte sie vorstrukturierte Interviews über

deren internes Handeln in Bezug auf Gemeinwohlökonomie-Kriterien. Die Dringlichkeit eines (sozial-)ökologischen Umbaus der Gesellschaft wird von *Cosima Wiemer* anhand des Fallbeispiels der unter dem Meeresspiegel liegenden Insel Pellworm, die stark agrarisch geprägt ist, dargelegt. Die Feldforschung der Kulturwissenschaftlerin nimmt dafür die unterschiedlichen Perspektiven der Insulaner:innen in den Blick und zeigt das diskursive Spektrum auf, in dem sich die Regionalentwicklung bewegt.

Die Beiträge im dritten Teil fokussieren solidarische Praktiken selbst und zoomen somit ein Stück weiter hinein in wirtschaftliches Handeln zum Gemeinwohl. So wird beispielsweise die Solidarische Landwirtschaft von *Philipp Degens* und *Lukas Lapschieß* als „Governance Unit“ gedacht. Sie verdeutlichen in ihrer Forschung, wie das Netzwerk als handlungsermöglichendes und gesellschaftspolitisches Feld mit einer Binnenlogik agiert. Dabei greifen die Autoren auf die „Theorie strategischer Handlungsfelder“ (S. 191) zurück und zeigen anhand empirischer Beispiele, wie Binnengruppen im Netzwerk, wie die „AG Rechte Tendenzen“ (S. 208), auf Spannungsfelder reagieren und Wege des kooperativen Konfliktlösens prozessual und strukturell entwickeln (S. 189). Somit treten in solchen alternativwirtschaftenden Zusammenschlüssen gesamtgesellschaftliche Konfliktfelder als Chance in den Vordergrund, um Lösungen zu erarbeiten und zu integrieren. Diese Handlungen adressieren, so die Autoren, das „Gemeinwohl“ als Übergeordnetes und gehen über die internen Kreise hinaus (S. 209). Ein weiteres empiriebezogenes Forschungsbeispiel von *Heike Derwanz* nimmt sogenannte Tauschhäuschen in den Blick, in denen Konsumüberfluss, insbesondere von Kleidung, in Zirkulation gebracht wird. Die Autorin sieht die Entstehung des Überflusses vor allem als Konsequenz des Aufkommens der Fast Fashion Industrie. Menschen können nach der Logik des Gebens und Nehmens Ware aus diesen Schränken oder Häuschen mitnehmen oder bringen. Betrieben wird die Infrastruktur in diesem Beitrag ausschließlich im Ehrenamt. Die Autorin folgert aus ihrer Forschung, dass „Kommunen und Institutionen [darüber] nachdenken [sollten], die Arbeit in den Kisten in bezahlte Sorgearbeit umzuwandeln“ (S. 231). Der letzte Beitrag liefert erneut einen ethnographischen Blick, diesmal auf philosophische Experimente auf einem „Utopiefestival“. Innerhalb des Festivalzeitraums von einer Woche beobachtet die Autorin *Ina Kuhn*, wie Teilnehmende tauschlogikfreie Diskurse und alternativwirtschaftliche Praktiken jenseits kapitalistischer und monetärer Logiken entwickeln und dabei Zukunft als „feldeigene Logik“ (S. 254) produzieren. Im hier betrachteten Feld, schreibt Kuhn, „ist [Zukunft] eine Gegenwart, die sich nicht an der Zukunft orientiert; in der Aufgaben sich spontan verteilen, in der nicht gehortet, sondern geteilt wird“ (S. 255). Der Aspekt von Zeit, den die Autorin herausarbeitet, bricht mit einigen Prämissen, unter denen auch vorangegangene Beiträge verfasst sind, nämlich dass sich durch eine „simple“ Reorganisation von Prinzipien eine Neudefinition wirtschaftlichen Handelns ergeben kann – durch verändertes Regelwerk, wie bei der GWÖ oder die Übertragung von Verantwortung auf staatli-

che Akteure, die sich um die Verwaltung von Überfluss kümmern sollen. Anstelle dessen tritt in Kuhns Beitrag die Idee von Zeit als Ressource und Gabe; Knappheit existiert auf dem „Utopiefestival“ nicht. Eine ideelle Parallele zu Marshall Sahlins prominenten wirtschaftsanthropologischen Argumenten in „Stone Age Economics“ (1972) kann hier gedacht werden. Die ursprünglichen Wohlstandsgesellschaften, bei Sahlins jagende und sammelnde Gesellschaften, lebten im Überfluss von Zeit und Ressourcen, jedoch waren laut dem Wirtschaftsanthropologen ihre Bedürfnisse begrenzt. Moderne kapitalistische Gesellschaften hingegen drehen dieses Paradigma auf den Kopf und institutionalisieren Knappheit in nie dagewesener Weise (Sahlins, S. 3). Der Topos von Knappheit wird im Sammelband ebenfalls bedient. Die Freiburger Kollegin Sarah May betrachtet die Verhandlung von Knappheit im „spezifischen Kontext Bauen mit Holz“ (S. 136). Knappheit versteht May in Rückgriff auf Niklas Luhmann als etwas, das erst durch „die soziale Wahrnehmung von Beschränkung entsteht“ (S. 127), was sie ethnographisch beobachtet. Sarah May vertritt die Position, dass ein kulturanthropologisches Verstehen der komplexen Alltagswirklichkeiten und Akteur:innenperspektiven helfen könne, „die Debatte um [...] die wirtschaftliche Nutzung von Rohstoffen“ zu entemotionalisieren, und sogar ein kritisches Kommentieren ermögliche (S. 136). Dabei schreibt sie den Wirtschaftswissenschaften zu, „Knappheit als gegebenes Ressourcenproblem“ zu begreifen, und setzt anstelle des Plurals von ökonomischen Wissenschaften, die sich jenseits neoklassischer Theorie bewegen, einen Singular. Im nächsten Gedankenschritt attestiert May der Disziplin der Kulturanthropologie, „auf die Umsetzung und Ausgestaltung dessen“, also der Prämissen der Wirtschaftswissenschaften zu blicken (S. 137). Gerade jedoch ein Fach wie das unsere, das sich um die Aufdeckung kapitalistischer Denk- und Wirkweisen bemüht und somit stets vom Rand arbeitet, sollte sich fragen, für wen „wir“ unsere Wissenschaft machen. Sollten wir die Diskurse „der Mächtigen“ reproduzieren oder historisch sensibilisiert „Wirklichkeit“ beschreiben?

In der Verkettung der Beiträge liest sich der Band wie ein informativer Abriss über Themen rund um „die“ Gemeinwohlökonomie. Während der hier vorgelegte interdisziplinäre Mix, der häufig empirisch unterfüttert ist, unterschiedliche Zugänge zu vielfältigen Akteursgruppen und Perspektiven ermöglicht, was wiederum unterschiedliche Innensichten zulässt, treten tiefere Zusammenhänge hinter der Multiperspektivität und Fragmentierung der Beiträge zurück.

Die Gemeinwohlökonomie wird im Band als etwas präsentiert, das zwar schon in Teilen da ist und verschiedene Praktiken impliziert und Milieus tangiert, jedoch noch lange nicht im „Mainstream“ (S. 54) angekommen ist. Die Forschungsergebnisse kommen daher teils zu eher ernüchternden Ergebnissen und mahnen Handlungsbedarf an. Beispielsweise sei das Transformationspotenzial der GWÖ dadurch limitiert, dass sich „insbesondere [ohnein schon] nachhaltig agierende Unternehmen“ für sie entscheiden (S. 55), Großunternehmen würden selbst „keine treibende

Kraft für gemeinwohlorientiertes Wirtschaften [werden, sondern agierten] tendenziell reaktiv und unter dem Primat ihrer Selbsterhaltung“ (S. 108). Es brauche ein verändertes Regelwerk auf politischer Ebene, um den Ansatz GWÖ zu stärken (S. 54). Die Interviewdaten rund um die Tauschhäuschen „deuten darauf hin, dass es für die Geber*innen [von Ware] das Gewissen erleichter[e], um Platz im Kleiderschrank für Neukäufe zu machen“, was laut einer Greenpeace-Umfrage aus dem Jahr 2015 einer der Hauptgründe fürs Aussortieren war (S. 228).

Gemeinsamkeit der Beiträge ist ihre Fokussierung auf Praktiken. Wenngleich zahlreiche solcher Praktiken aufgefächert werden, wie Regionalentwicklungs- und Nachhaltigkeitsdiskurse auf der Insel Pellworm oder unternehmensinterne „Peer-Verfahren“ im Bilanzierungsprozess (S. 34), wird das gesamte System, nämlich der Kapitalismus, nicht in den Blick genommen. Teils starke Bilder vermitteln die lebensweltzerstörenden Dynamiken globalwirtschaftlich agierender Unternehmen, wie die Sarah Mays Beitrag einleitende Metapher einer „die Erde dreifach umrundenden Reihe von Kippplastern mit der jährlich von der deutschen Bauindustrie verbrauchten Menge an Bausand und -kies“ (S. 116) zeigen soll. Die Beiträge kommen dennoch ohne Bezüge zur Ausbeutung von Ländern des globalen Südens durch diese Praktiken aus (dazu bspw. Forschung von J. Hickel et al.: *Imperialist appropriation in the world economy: Drain from the global South through unequal exchange*, 2022).

Im Kontext ihrer Forschung zitiert Katharina Bruns den „Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen“: „Wissen und Einsicht allein [...] reichen [nicht aus], um unsere Lebenspraktiken und die Infrastrukturen des Alltags zu verändern. Man weiß, dass das stärkste Moment der Veränderung einer Praxis die Praxis selbst ist“ (S. 54). Gilt das auch für die Praktik des wissenschaftlichen Arbeitens und unser „Kerngeschäft“, das Schreiben?

Die verstorbene Ursula le Guin wusste um die imaginative Kraft der Sprache: Bei einem ihrer letzten öffentlichen Auftritte erinnerte die Autorin daran, dass wir im Kapitalismus leben, dessen Kräfte unausweichlich scheinen, und nach einer kurzen rhetorischen Pause fügte sie hinzu, dass das auch über das göttliche Recht von Königen gesagt wurde („Full Speech: Ursula K. le Guin’s passionate defense of art over profits“, 2019).

Elisa Stowe, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.24>